

Ein Schulbuch für „Weltgeschichte“?

Gespräch mit Alexander Charlamenko¹

G.H.: Wie kam es zur Idee, ein eigenes Schulbuch zur „Weltgeschichte“ zu verfassen?

A.C.: Das ist das Verdienst meiner unglücklicherweise so früh verstorbenen Gefährtin Jelena Charlamenko. Sie war nach dem Universitätsabschluss 1980 Lehrerin an einer Moskauer Mittelschule geworden und unterrichtete Geschichte bis 1994. Von ihren Schülern wurde sie sehr geliebt. Es reicht zu erwähnen, dass sie noch in diesen letzten Jahren, die für eine Marxistin, die ihre politisch-ideologischen Anschauungen nicht verbarg, extrem ungünstig waren, zur „Lehrerin des Jahres“ auf Moskauer Ebene gekürt wurde.

Jelena sah sich in ihrer Schulpraxis damit konfrontiert, dass das sowjetische Curriculum, insbesondere das für den Geschichtsunterricht, vom Ideal weit entfernt war – obwohl es im Vergleich zu heutigen Zuständen ein nahezu unerreichbares Anspruchsniveau aufwies. Doch für die damalige Zeit und die Herausforderungen, vor denen die Sowjetgesellschaft stand, blieb das alte Lehrprogramm hinter seinen Möglichkeiten zurück. Es stammte aus einer Zeit, als die Mittelstufenbildung in unserem Land noch nicht flächendeckend angeboten werden konnte und das allgemeine Bildungsniveau selbst bei Städtern noch nicht sehr hoch war. Daraus hatten sich einige Doppelungen ergeben: So wurde Schülern in der 4. Klasse ein Fach „Erzählungen aus der Geschichte der UdSSR“ angeboten, dessen Themen dann in späteren Jahrgängen mehrfach in Wiederholungsschleifen vorkamen. Dazu kam, dass schon seit vorrevolutionären Zeiten Kurse für „Geschichte des Vaterlands“ (später „Geschichte der Sowjetunion“) und „Weltgeschichte“ gesondert gelehrt wurden. Natürlich führte auch das zu vielen Dopplungen. Denn es gibt nur einen historischen Prozess, und dieser ist zumindest seit mehreren Jahrhunderten nur noch als *welthistorischer* zu begreifen. Vermutlich hatte auch die Vorstellung unserer Vorfahren vom Patriotismus zu dieser Trennung beigetragen, vor wie auch nach der Revolution ...

Jelena jedenfalls gelangte zu dem Schluss, dass die Fach-Trennung mit ihren vielen Dopplungen ein zu großer Luxus sei. Denn im Endeffekt fehlte dann stets die Unterrichtszeit, um sich mit der Geschichte vieler anderer Länder und Regionen zu beschäftigen, deren Geschichte nicht einfach ignoriert werden kann. Und, was noch wichtiger ist, damit wurde den Schülern die Möglichkeit genommen, sich überhaupt eine ganzheitliche Vorstellung vom Geschichtsverlauf zu erarbeiten – den meisten fiel es ja schon schwer, das disparate Material notdürftig zu memorieren.

Deswegen beschlossen wir, gemeinsam ein ganzheitliches Curriculum zu entwerfen, der nicht mehr in „vaterländische“ und „Weltgeschichte“ getrennt war. Das war gegen Ende der 1980er Jahre.

Zu ergänzen wäre, dass damals die „Perestrojka“ im Gang war. Sie lieferte natürlich genügend Gründe dafür, dass sie heute vielen nur negativ in Erinnerung ist. Doch wie jeder Dialektiker weiß, verläuft die Geschichte widersprüchlich: Viele jener zerstörerischen Tendenzen der „Perestrojka“, die letztlich zum Untergang der Sowjetunion führen sollten, darunter auch zu kultureller Regression, standen bei ihrem Auftakt immerhin noch im Zeichen von „Demokratie, Pluralismus, Transparenz“. Damit öffnete sich für wenige Jahre ein Möglichkeitsfenster, um an Alternativen zu arbeiten. Dieses Fenster war sehr weit geöffnet

¹ Das Gespräch zwischen Alexander Charlamenko und Gudrun Havemann fand am 6. Mai 2025 in Moskau statt. Übersetzung: G. Havemann

worden, im Rückblick ist das heute schwer zu glauben. Zwar wurde durch dieses Möglichkeitsfenster auch jede Menge Unrat gespült, rein subjektivistische Eintagsfliegen, Konstruktionen voller Beliebigkeit, die natürlich hervorragend zur reaktionären Tendenz des politischen Gesamtprozesses passten. Doch für eine gewisse Zeit konnten sich marxistisch Überzeugte tatsächlich der Illusion hingeben, ihre eigene Position etwas umfassender zum Ausdruck bringen, sie an Schüler herantragen und sogar im Bildungswesen verankern zu können.

Als jedenfalls unsere Obrigkeiten selbst zu jener Zeit die Erarbeitung von experimentellen Lehrprogrammen vor allem in den gesellschaftswissenschaftlichen Fächern anzuregen begannen, traf sich das gut mit unserem eigenen Vorhaben: Wir nutzten diese Chance.

Jelena gelang es, eine Schülergruppe von der 5. bis zur 11. Klasse, also sieben Jahre lang, vollständig durch unser neues Curriculum zu führen. Die Ergebnisse waren durchweg positiv. Sie hatte damit den Beweis erbracht, dass Schüler durchaus fähig sind, ein beachtliches Wissens- und Reflexionsniveau zu entwickeln. Auf ein solches zielte auch unser Lehrbuch ab, welches wir in Begleitung des Unterrichtsprozesses gemeinsam auszuarbeiten begannen. Zuvor war angenommen worden, dass den Schülern das alles viel zu schwer fallen und sie überfordern würde. Aber nein! Nichts fällt schwerer, nicht ist belastender als eine fehlende innere Systematik, unter der besonders heutige Lehrprogramme leiden. Ohne Systematik geht alles in ein Ohr hinein und fliegt zum anderen wieder heraus, gibt es keine Stützen oder Anker, hakt sich nichts fest... Werden Kinder hingegen eingeladen, sich gemeinsam Zusammenhänge zu erschließen, so können auch Zehnjährige ein erstaunliches Erkenntnisniveau erreichen. Zugegeben, unsere Erfahrungen beziehen sich ausschließlich auf die damalige Schülergeneration. Inzwischen haben wir es mit Generationen zu tun, die auf Basis eines leider primitiveren und medial konditionierten Massenbewusstseins, auf Basis viel eingeschränkterer Bildungsvoraussetzungen aufgewachsen sind, als wir es von der späten Sowjetperiode in Breite noch gewohnt waren.

Vom 5. bis 7. Jahrgang wurde das Fach damals mit zwei Wochenstunden angeboten, ab der 8. Klasse dann mit drei. Schon das war eine Kürzung, in den 1950-60er Jahren waren drei Stunden Geschichtsunterricht pro Woche noch allgemeine Norm. Stundenkürzungen schritten dann insbesondere in der postsowjetischen Epoche immer weiter voran.

Unser Lehrbuch, das wir begleitend zum Curriculum entworfen hatten, blieb leider unvollendet. Mit seinem ersten Band zum Altertum erreichten wir allerdings immerhin das Finale eines Schulbuch-Wettbewerbs. Selbiger war, Ironie des Schicksals, ausgerechnet von der Georg-Soros-Stiftung ausgeschrieben worden - ein marxistisches Lehrbuch schaffte es in die Endrunde! Natürlich war ihm kein „Sieg“ beschieden. Aber der Vorgang zeugt eben genau von jenem Möglichkeitsfenster, das damals auch von Marxisten noch genutzt werden konnte. Leider entschlossen sich dazu nicht viele, die meisten übersahen sogar diese Möglichkeit. Andere sahen darin Fallen, die ihnen von westlichen Kreisen oder einheimischen Antikommunisten gestellt wurden und wollten nichts damit zu tun haben. Wieder andere wechselten direkt ins politische Tagesgeschäft, obwohl ihnen das nicht selten nur angeboten wurde, um sie vom wirklichen ideologischen Kampf jener Jahre abzulenken. Bedauerlicherweise wurde der von uns gewählte Weg von anderen in jener Zeit also kaum beschritten.

G.H.: Angesichts der unendlichen Informationsfülle und immer neuen empirischen Befunden in den hoch spezialisierten Geschichtswissenschaften scheint das Unterfangen für ein

einzelnes Forscherpaar, ein neues schulisches Lehrbuch für „Weltgeschichte“ zu verfassen, als ziemlich ambitioniert. Lässt sich genauer beschreiben, wie ihr mit dem Problem Empirie-Theorie in der historischen Forschung umgegangen seid?

A.C.: Als jemand, der an der Philosophischen Fakultät der Moskauer Lomonossow-Universität studiert hat, und zwar in den 1970er Jahren, die unser Lehrer V.A. Vazjulin für die beste Zeit in der Geschichte der Fakultät hielt, weise ich darauf hin, dass nicht nur der Marxismus-Leninismus, sondern jegliche wissenschaftliche Schule, jede Humanwissenschaft und insbesondere die Geschichtswissenschaft, notwendigerweise stets von einer gewissen verallgemeinerten theoretischen Grundlage ausgeht. Sie kann gar nicht unmittelbar von empirischen Tatsachen starten. Das wusste schon Kant, auch wenn er das noch nicht hinreichend erklären konnte. Doch gerade ihm gebührt die große Entdeckung, dass die Formen verallgemeinernden Denkens von Menschen nicht unmittelbar aus dem empirischen Material als solchen hervowachsen, sondern diesem in bestimmtem Sinne vorhergehen. Die Entdeckung des Marxismus liegt darin, dass er erklären konnte, woher diese allgemeinen Erkenntnisformen stammen: Sie entspringen nicht einem individuellem Kopf, sondern gehen aus den gesellschaftlichen Verhältnissen zwischen Menschen hervor, aus der gesamten gesellschaftlichen Praxis, in denen sich diese Verhältnisse in gesellschaftlichem Rahmen herausbilden. Wenn wir die verschiedenen Strömungen in der Geschichtswissenschaft vergleichen, so wird deutlich, dass selbst der radikalste empirische Ansatz von bestimmten theoretischen Vorannahmen, von einer gewissen Ideologie ausgeht – insbesondere der empiristischen Tradition. Sie setzte in England mit der empiristischen Philosophie des 17./18. Jahrhunderts ein, im 19. Jahrhundert nahm sie positivistische Gestalt an. Immer schon müssen wir also eine bestimmte Vorprägung unterstellen – eine ganz andere Frage ist, von welcher Substanz diese ist. Wenn solche Vorprägungen bzw. ihre Resultate miteinander verglichen werden, lässt sich feststellen, dass sie nicht alle ebenbürtig sind. Davon zu träumen, dass wir überhaupt nur von „reinen Fakten“ ausgehen könnten, wäre jedenfalls ziemlich naiv. Unser Denken vollzieht sich zunächst immer allgemein und abstrakt, ist immer einseitig, es hebt in der Wahrnehmung der Wirklichkeit zunächst immer bestimmte Aspekte hervor und lässt andere weg: Auf andere Weise können wir gar nicht wahrnehmen. Eine andere Sache ist, dass wir unsere Wahrnehmungsergebnisse mit den Kriterien der gesellschaftlichen Praxis abgleichen müssen, und zwar im weitesten Sinne des Wortes – mit der gesellschaftlichen Praxis der Menschheit. Nicht mit unserer persönlichen Praxis, nicht damit, wie wir persönlich gerade situativ handeln oder bevorzugt denken, nicht mit einer bestimmten Partei oder einem bestimmten Staat, die sich von einer bestimmten Ideologie lenken lassen – sondern mit der historisch-gesellschaftlichen Praxis der Menschheit insgesamt, in deren Auseinandersetzung mit der Natur und mit den Verhältnissen, die sich zwischen den Menschen in ihrer Praxis herausbilden, und zwar auf dem Niveau, in dessen Rahmen sich die jeweilige menschheitliche Praxis in dieser bestimmten Phase der Geschichte gerade vollzieht. Anders kann die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht adäquat erkannt werden.

Der sowjetischen Geschichtswissenschaft in ihrer Gesamtheit lässt sich schwerlich die Unterschätzung empirischer Forschungsprozesse vorwerfen. Beispielsweise gab es wohl in keinem anderen Land archäologische Untersuchungen von so einer Bandbreite und in staatlich so planvoll organisierter Dimension wie bei uns. Die Archäologie in vielen kapitalistischen Ländern ähnelt leider bis heute mitunter einer Schatzsuche, häufig findet sie nur recht selektiv statt. Auch waren die in der UdSSR darauf aufgewendeten Mittel von ganz anderer Größenordnung als in einem beliebigen kapitalistischen Land mit vergleichbarem

Entwicklungsniveau. Die Geschichtswissenschaft konnte damals ihre Untersuchungsfelder auf zuvor nie gesehene Weise erweitern. Das betrifft nicht nur die Archäologie, sondern auch die Erforschung von Schriftquellen, die Linguistik, die Ethnografie und viele andere Disziplinen: Es gab in der Sowjetunion ein zentral organisiertes und finanziertes Entwicklungsprogramm der Gesellschaftswissenschaften. Daraus, dass diese damit unvermeidlich auch einen gewissen Tribut an die Ideologie ihrer Zeit zu zollen hatten, wie es immer und überall der Fall ist, folgt nun aber gerade nicht, dass wir den umfangreichen Kenntniszuwachs ignorieren sollten, der in diesem Rahmen erarbeitet wurde. Vor allem jene Forschungsrichtungen, die sich auf historische Räume außerhalb der europäischen Grenzen richteten, sind in hohem Maße erst im 20. Jahrhundert und insbesondere von der sowjetischen Geschichtswissenschaft eingeschlagen und entwickelt worden. Eine weitere Errungenschaft, geradewegs als Folge der herrschenden Ideologie, bestand in der erhöhten Aufmerksamkeit gegenüber den sozialen Bewegungen und Volksaufständen, der Rolle der Volkskunst und Kultur der Völker in den verschiedenen Epochen der Geschichte der Menschheit. Diese wurden in der früheren Geschichtsforschung, die von den Bedürfnissen der herrschenden Klassen und deren Intellektuellen ausging, sträflich vernachlässigt oder überhaupt ignoriert. Darin liegt ein bleibendes Verdienst der Sowjetwissenschaft und ein unumkehrbarer Beitrag zur Entwicklung des historischen Wissens, hinter den nicht mehr zurückgefallen werden sollte.

Mit Jelena Nikolajewna zusammen konnten wir auf diesem Erkenntnis-Plateau aufbauen, auf dem sich das sowjetische Wissen von der Geschichte verschiedener Perioden befand. Uns war ein riesiger Umfang sowohl von historischer Fachliteratur, als auch von methodisch und konzeptionell anspruchsvoller populärwissenschaftlicher Literatur zugänglich. Aus meiner Sicht gab es darin sogar einen beinahe optimalen Grad an Spezialisierung: Sie war weder von derjenigen primitiven Art, wo über alles und nichts geplaudert wird, noch war sie so übertrieben detailverliebt und tief, wie es gegenwärtig in nahezu allen Bereichen der arbeitsteilig ausdifferenzierten, hochspezialisierten kapitalistischen Welt der Fall ist. Auf die Folgen einer auf die Spitze getriebenen Teilung der Arbeit wiesen schon die Klassiker des Marxismus hin, vor allem Engels, der davor warnte, in welchem Maße Menschen ab einem gewissen Spezialisierungsgrad von der eigenen wissenschaftlichen Arbeit geknechtet werden können.

Noch in der Spätphase des Sowjetunion, als dort bereits in Basis wie Überbau der Zenit der Entwicklung überschritten war und sich Krisenphänomene häuften, also in der „Abenddämmerung“ dieser Gesellschaftsphase, kam es wie in vergleichbaren anderen geschichtlichen Spätphasen zu bedeutenden Errungenschaften in Wissenschaft und Kultur: Wie Hegel einst bemerkte, beginnt die Eule der Minerva ihren Flug erst in der Dämmerung. Die Sowjetunion bildete da keine Ausnahme: Die Zeit vom Ende der 1960er, über die 1970er bis zu Beginn der 1980er Jahre führte zu einer Blütezeit für die gesamte umfangreiche Sphäre der Geschichtswissenschaften und ihrer populärwissenschaftlichen Darstellung. Und genau auf diesem riesigen Massiv von Schriftquellen und Literatur, darunter einem umfangreichen Schatz von Übersetzungen historischer Primärquellen, konnten wir aufbauen und unser Projekt entfalten. Das einzige Land, das sich beim Umfang von Quellen-Übersetzungen mit der späten Sowjetunion vergleichen lässt, war wohl das Deutsche Reich zu Ende des 19. / Anfang des 20. Jh., als dort eine unglaubliche Fülle von wertvollen Quellen-Übertragungen angefertigt wurden. Darauf stießen wir bei unseren Nachforschungen gelegentlich und stellten fest, dass wir, wenn diese oder jene Quelle nicht in Deutsch vorlag, sie auch in keiner anderen Sprache zu suchen brauchten.

Nach dem Ende der Sowjetzeit wurde jedenfalls in unserem Land nichts Vergleichbares mehr geleistet, weder in der Übersetzungskultur, noch, was den damals geographisch schon erfassten historischen Raum angeht – es hatte eigene Schulen in der Afrikanistik gegeben, in der Amerikanistik, vor allem für die präkolumbianische Zeit, oder auch in der Ostasienwissenschaft, die damals in bestimmter Hinsicht das vergleichbare Forschungsniveau in kapitalistischen Ländern übertrafen.

G.H.: Und doch muss jemand ja auch subjektiv in der Lage sein, sich eine derartige Fülle von Spezialkenntnissen anzueignen, die eure Arbeiten stets auszeichnete. Wie ist das bei euch gewesen, wie habt ihr euch diesen Reichtum zu eigen machen können?

A.C.: Dabei half uns natürlich unsere philosophische Ausbildung an der Philosophischen Fakultät der MGU in eben jenem „Goldenen Herbst“ der sowjetischen Kultur, das war eine sehr günstige Zeit dafür. In unserer Kindheit hatten wir beide schon frühzeitig lesen gelernt. Wir verschlangen alles, Märchen, Gedichte, Prosa - es gab wundervolle Kinderliteratur. Es gab z.B. sehr gelungene kindgerechte Adaptionen von Volksmärchen aus aller Welt, nicht nur russische. Was wurde bei uns nicht alles herausgegeben, ich wiederhole mich, nicht nur an Fachliteratur, sondern eben auch an Kinderliteratur. Wir konnten uns das alles ziemlich früh erschließen, auf dem Niveau des jeweils altersentsprechenden Sinn-Gehalts. Doch dabei bildeten sich allmählich Anlagen heraus, die zu theoretischem, zu historischem Denken hinführen – ich halte das geradewegs für ein Signum jener Zeit. Die 1950er-1960er Jahre unserer Kindheit bildeten dafür allerbeste Voraussetzungen. Es war bereits hinreichend Material erarbeitet worden, zugleich hatte sich sowohl die Kultur der Darstellung, die ästhetische Kultur, als auch die philosophisch-methodische Kultur weiterentwickelt. Damals wurden übrigens auch die Werke von Marx und Engels in einer ersten großen Gesamtausgabe in russischer Sprache wie auch die Gesammelten Werke von Lenin herausgegeben. Noch nicht die vollständigen Ausgaben, aber sehr viel umfangreicher als zuvor. Alle Klassiker der Weltphilosophie wurden ins Russische übersetzt, von Platon und Aristoteles über Hegel und Feuerbach, bis hin zu den Philosophen der Jetzt-Zeit. Um dieses Material durcharbeiten, bot uns dann unser Philosophiestudium an der Moskauer Universität Gelegenheit.

G.H.: Inwiefern beeinflusste V.A. Vazjulins „Logik der Geschichte“ eure damalige Hinwendung zur Weltgeschichte?

A.C.: Wir hatten unseren neuen Ansatz und unser Unterrichtskonzept entwickelt, bevor wir sein Buch kennenlernten, dessen erste Auflage konnte erst 1988 erscheinen. Natürlich war unser eigenes Geschichtsverständnis maßgeblich durch die von Vazjulin entwickelte Denkmethode geprägt worden, mit der wir uns während unseres Studium intensiv zu befassen begannen. Wichtig für uns wurden aber auch andere Quellen, wie zum Beispiel die Dependenztheorie, also die Konzeption von der abhängigen Entwicklung des Kapitalismus, die Ende der 1960er / Anfang der 1970er Jahre von einer Reihe lateinamerikanischer Autoren erarbeitet worden war. Sie lehnen die verbreitete Annahme ab, dass sich Kapitalismus von Beginn an allein in einer Reihe von westeuropäischen Ländern entfaltet habe, während die übrige Welt noch bis ins 20. Jh. hinein gleichsam in Feudalismus, Sklaverei oder gar Urgesellschaft verharren sollte. Vielmehr müsse von einem einheitlichen welthistorischen Prozess ausgegangen werden, der spätestens seit den großen geografischen Entdeckungen und den kolonialen Eroberungen im Gange war, und der selbst Länder, die

nicht unmittelbar unterworfen wurden, immer stärker einbezogen und beeinflusste. Kapitalismus entstand also keineswegs allein in den Niederlanden, allein in England, sondern in der gesamten Welt jener Zeit, die erstmals zu einer globalen Welt zusammenzuwachsen begann.²

Auch wenn sich dieser Prozess natürlich nicht auf den unmittelbaren Gegenstand unseres ersten Lehrbuchbandes für die 5. Klasse bezog, sondern erst für die Darstellung der Frühen Neuzeit direkte Bedeutung erlangte, inspirierte uns dieser Ansatz doch von Anfang an zum Nachdenken: Wie müsste die Geschichte verschiedener Regionen, also auch unserer eigenen Heimatregion, von ihrem Ursprung an eben nicht als isolierter Prozess dargestellt werden, wie lassen sich all diese Prozesse zugleich als Bestandteil eines einheitlichen weltweiten Prozesses begreifen? Daraus entwickelte sich allmählich unsere Idee, dass jede historische Epoche nicht nur eine eigene Qualität gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern auch eine eigene Dimension, ein eigenes Ausmaß ihres räumlichen Ausgreifens hervorbringt. Es gab eine Zeit, wo die Dimension von Geschichte regionaler Art war. Später wurde sie kontinental, wie im Mittelalter, und schließlich, in der Epoche des Kapitalismus, nahm sie planetarischen Charakter an. Daraus folgt natürlich, dass auch die Perspektiven der Überwindung des Kapitalismus bzw. dessen, was Marx die „Vorgeschichte der Menschheit“ nennt, keineswegs in lokaler Dimension erfasst werden konnte, sondern zumindest in planetarischem, besser noch planetarisch-kosmischem Ausmaß zu denken waren. Eine jede Folgeperiode verdankte sich immer schon einem qualitativen Sprung, bei dem sich Maßstab und Typ des historischen Prozesses zugleich veränderten.³

Diese Wechselseitigkeit aufgedeckt und näher ausgearbeitet zu haben, lässt sich, wenn man mag, tatsächlich unserer beider Forschung zuschreiben, bei den Autoren der Dependenztheorie kommt das explizit so noch nicht vor. Sie hatten diese Vorgänge zunächst auf empirischer Ebene erforscht, ohne welthistorische Verallgemeinerung. Uns kam dabei tatsächlich unsere philosophische Ausbildung und der Umstand zugute, dass wir bei Vazjulin in die Schule gegangen waren.

G.H.: Warum musste Jelena Nikolajewna ihre Schule verlassen, obwohl sie gerade erfolgreiche „Lehrerin des Jahres“ geworden war?

A.C.: In jenen Jahren, also 1994, war es um ihre Gesundheit noch nicht so schlecht bestellt, eher wollte sie wohl dem Druck der Administration ausweichen. Ich vermute, ohne die Details zu kennen, dass ihnen dort Kollegen mit marxistischen Anschauungen ein Dorn im Auge geworden waren. Nach dem antiparlamentarischen Staatsstreich von 1993 konnte es auch vorausseilender Gehorsam gewesen sein, man befürchtete vielleicht Ärger zu bekommen, wenn man Marxisten beschäftigt, die noch dazu in einem Wettbewerb bestanden hatten ...

G.H.: Wie hat dieser Schritt eure eigentlichen Pläne beeinflusst?

A.C.: Nun, zumindest haben wir seitdem eine rege wissenschaftlich-publizistische Tätigkeit entfalten können, konnten uns, vor allem auch in Koproduktion, mit dem befassen, was uns

² Vgl. dazu ausführlicher: J./A. Charlamenko, Zur Genese des Kapitalismus als Weltsystem, abrufbar unter <https://charlamenko-weltgeschichte.de/wissenschaft/geschichte-als-weltgeschichte/>

³ Vgl. dazu ausführlicher: J./A. Charlamenko, Ökonomische Gesellschaftsformen als Stufen der Genesis von Weltgeschichte, abrufbar unter <https://charlamenko-weltgeschichte.de/wissenschaft/geschichte-als-weltgeschichte/>

unter den Nägeln brannte - bis zur jähen Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes. Im Jahre 2000 z.B. verfassten wir z.B. gemeinsam das Buch „Revolution und Konterrevolution in Russland“, das nur in Deutschland veröffentlicht wurde, nicht bei uns. Formal gab es hier zwar keine Zensur, doch wie oft haben Leute in Verlagen einfach Angst davor, etwas Falsches zu tun ...

Was das Lehrbuch betrifft, hatten wir natürlich vor, nach dem ersten Bandes zur Geschichte des Altertums Fortsetzungsbände zu schreiben. Zum Mittelalter hatten wir schon interessante Vorarbeiten zusammengestellt, da ging es Jelena aber schon immer schlechter. Sie rezensierte damals noch eine Neuauflage des seit den 1960er Jahren einzig zugelassenen Geschichtslehrbuchs für die Mittelschulen von den Autoren Akibalow und Donskoj. In den 1990er Jahren war eine Flut von alternativen Lehrbüchern auf den Markt gelangt. Jenes erste Lehrbuch konnte seit den 2000er Jahren erst unter Putin wieder seine Position festigen, vermutlich aber schon unter der Redaktion ganz anderer Leute, die, dem Ergebnis nach zu urteilen, allerdings weniger gewissenhaft und qualifiziert am Werke waren. Heutige Ausgaben sollen inzwischen interessanter aufgemacht sein, zumindest berichtet das ein Bekannter von seinen Enkeln. Doch inhaltlich war das Buch bereits in seinen früheren Versionen recht unvollkommen, die Trennung zwischen Weltgeschichte und vaterländischer Geschichte war zudem nie wirklich überwunden worden. In seinen Akzentsetzungen unterlag es immer schon politischen Konjunkturen.

Geschichtslehrbücher stellen natürlich immer ein gewisses politisches Barometer ihrer Zeit dar.

2007/2008 jedenfalls hatten wir eine kritische Einschätzung dieser Neuauflage verfasst und begonnen, eine eigene Version zu verfassen. Teilweise haben wir die besten Passagen des vorliegenden Buches übernommen, in wichtigen Teilen aber starke Überarbeitungen vorgenommen. Diese Arbeit blieb unvollendet.

Sollte ich Zeit und Kraft finden, werde ich diese Arbeit noch abschließen.

Ob meine Kraft auch noch für die nächsten Bände reicht, ist ungewiss. Natürlich wäre es zu wünschen, denn es gibt eine ausgearbeitete Konzeption dazu, bis hin zur konkreten Stunden-Feinplanung, für alle sieben Schuljahre (vom 5.-11. Jg.).⁴ Mir selbst war diese Arbeit immer hochinteressant.

Um aber noch einmal auf die gestellte Frage zurückzukommen: Wir gingen, anders konnte es nicht sein, vom Stand des historischen Wissens der 1980er Jahre aus. Natürlich wächst seitdem unaufhörlich der Umfang der Informationen und empirischen Befunde in der historischen Forschung weiter an und so wird es immer bleiben.

Doch die Frage, ob damit immer Erkenntnisgewinn verbunden ist, ist nicht eindeutig zu beantworten: Ein nicht geringer Teil dieser Informationen, der bei uns landet, ist höchst tendenziös und nur mit Vorsicht zu genießen. Häufig lässt sich nur schwer unterscheiden, wo es sich wirklich um ein ernst zu nehmendes Forschungsergebnis handelt, und wo es sich publizistischer Konjunktur verdankt. Beispielsweise bezieht sich das auf die „Normannen-Frage“ bei der Erforschung der Ursprünge russischer Staatsgründung, die die hiesigen Mittelalter-Historiker periodisch bewegt. Bekanntlich gibt es auf Grundlage einiger Quellen

⁴ Vgl. J./A. Charlamenko, Lehrprogramm für den Kurs Weltgeschichte für Jg. 5-10 unter <https://charlamenko-weltgeschichte.de/wissenschaft/schulbuch-weltgeschichte/>; darunter auch J. Charlamenkos Begründungen des Gesamtkonzepts.

die These, dass der russische Staat von „Warägern“ gegründet worden sei, die man gewöhnlich mit Skandinaviern gleichsetzt, obwohl es dafür weder in den hiesigen Chroniken, noch in skandinavischen Schriftquellen dafür beweiskräftige Indizien gibt. Früher wurde das entweder von russisch-patriotischen Positionen aus, wie bei Lomonossow, bestritten, oder von der Position der marxistischen Methode aus, die zutreffend davon ausgeht, dass Staatsgründungen nie allein von außen erfolgen, sondern immer objektive Grundlagen in einer gegebenen Gesellschaft und ihrer Entwicklung haben. Heute nun ist es wieder in Mode gekommen, zur „Normannen-These“ zurückzukehren.

Worin dabei nun wirklich Leistungen und Erkenntnisfortschritt liegen und wo es sich nur um politisch-ideologische Konjunkturen handelt, fühle ich mich nicht imstande zu unterscheiden, ohne selbst genügend Informationen und Forschungszeit dafür zu haben. Das ist auch keine individuell zu leistende Arbeit, sondern eine Aufgabe für ganze wissenschaftliche Institute. Diese dürften dann aber eben nicht politisch-konjunkturell angetrieben sein – und wo gibt es die heute?

Daher würde ich zunächst keine andere Möglichkeit sehen, als ggf. auch Lernenden mitzuteilen, dass es zu diesem oder jenem Problem verschiedene Ansätze gibt und keinem die Last abzunehmen ist, auf dieser Basis mit seinem eigenen Kopf weiterzudenken.

G.H.: Die große Interpretationsspanne betrifft im 20. Jh. natürlich auch die historische Beurteilung politisch viel heiklerer Themen, wenn wir an den „Stalinismus“ o.ä. denken ...

A.C.: Ehrlich gesagt, mich erstaunt einfach, in welcher Weise im Maße der Entfernung von dieser Zeit und diesen Ereignissen diese Prozesse reflektiert werden. Ich bin selbst Enkel und Sohn von Menschen, die Repressionen erlitten haben. Und dennoch muss auch ich doch anerkennen, dass es unmöglich ist, Ereignisse von solcher Dimension in Abstraktion von den realen politischen Kämpfen der Zeit zu erklären. Was hat es nicht alles für scheußliche Repressionsphasen und Gewaltausbrüche in der Geschichte gegeben, ob unter Echnaton, unter Kaiser Nero, Iwan dem Schrecklichen, der Jakobiner-Diktatur ... Keine davon lässt sich begreifen, ohne das reale Kräfteverhältnis, ohne die realen sozial-politischen Kämpfe der jeweiligen Epoche zu analysieren. Gehen wir *einzig und allein* davon aus, wie furchtbar und abscheulich das alles war, wie wir es als moralisch unzulässig anzuklagen und zu verurteilen haben, dann verlassen wir, ob wir wollen oder nicht, das Terrain der Wissenschaft. Aber was begreifen wir dann überhaupt noch von Geschichte?

Was konkret die sowjetische Geschichte im 20. Jh. betrifft, so umgingen und umgehen leider viele Beteiligte und Interpreten dieser und der darauffolgenden politischen Kämpfe hartnäckig genau diesen wichtigen Zugang. Sie kreisen dagegen eher um ähnliche Fragen, wie die Verfechter oder Gegner der „Normannen-These“ – und tragen einen intellektuell ziemlich beschränkten Streit zwischen Anhängern und Feinden von Stalin aus, der kaum in wissenschaftlichen Kategorien ausdrückbar ist. An objektiv-historischen Untersuchungen, welcher Art die Widersprüche waren, wer hier in welcher historischen Konstellation genau gegen wen kämpfte, wer welche Ziele und Absichten vertrat, wozu diese unter den gegebenen Bedingungen jeweils führten oder geführt hätten, wie das alles tief im Gefüge der internationalen Kräfteverhältnisse jener Zeit verwurzelt war – an solchen Analysen und Diskussionen fehlt es immer noch, das alles findet kaum statt, von Chruschtschows These vom „Personenkult“ und seinen Ideologen angefangen bis zur heutigen Zeit.

G.H.: Deshalb wäre in meinen Augen ja gerade die Fertigstellung des letzten Bandes eures Lehrbuches, des zum 20.Jh., von so immenser Bedeutung ...

A.C.: Leider verfügen wir selbst immer noch über viel zu wenig solide Informationen, haben mehr Hypothesen anzubieten als Detailwissen. Obwohl wir, wie ich meine, unsere Hypothesen einigermaßen seriös begründen und in den historischen Kontext stellen können. Übrigens hatte eine solche Situation Engels in seinem berühmten Brief von 1853 ziemlich genau vorausgesehen, als er meinte: Bis die Welt imstande sei, „ein *historisches* Urteil über so was zu fällen, gilt man nicht nur für eine Bestie, was Wurst wäre, sondern auch für dumm, und das ist viel schlimmer“.⁵ Genau das scheint der Fall zu sein. Die Menschen zeigen sich noch immer nicht imstande, sich *historisch* zu diesen Dingen zu verhalten.

Ein ähnlicher Mangel lässt sich übrigens auch im Diskurs über die Dependenztheorie beobachten. Ihre Kritiker, z.B. unter einigen lateinamerikanischen Kommunisten, werfen den Autoren der Konzeption von der abhängigen Entwicklung vor, dass sie die innere Entwicklung oder Dynamik dieser Länder ignorieren oder unterschätzen würden und sich nur auf die äußeren Einflüsse fokussierten. Diese Kritik ist aber völlig undialektisch, sie verfehlt genau die widersprüchliche Einheit und wechselseitige Durchdringung dieses Inneren und dieses Äußeren. Innere Strukturen einer Gesellschaft, die so tief in die internationale Arbeitsteilung eingebunden ist, entwickeln sich unter wesentlichem Einfluss dieser Arbeitsteilung bzw. bedienen direkt deren Nachfrage. Und umgekehrt: Die Imperative eines neuen Typs und Maßstabs internationaler Verhältnisse werden stets realisiert durch innere Akteure, selbst im Falle einer Eroberung, denn auch Eroberer müssen sich auf die Einbindung innerer Akteure für ihre Ziele stützen. Inneres und Äußeres sind also nicht nur einander ausschließende, sondern einander voraussetzende Momente, die nur zusammen das Gesetz der Entwicklung einer Gesellschaft bestimmen.

Der letzte Schulbuch-Band müsste übrigens aus meiner Sicht nicht mit 1917 einsetzen, wie es bisher üblich war, sondern mit der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jh., dem Beginn der Epoche des Monopolkapitalismus. Und so wie Lenin diese Epoche als „Epoche des Imperialismus und der proletarischen Revolution“ bezeichnet hatte, sollte sie heute „Epoche des Monopolkapitalismus und der antimonopolistischen Bewegungen“ genannt werden, die bereits in den letzten Jahren des 19. Jh. beginnt. Das wäre methodisch zutreffender und besser gerechtfertigt. Es gab einst die etwas voreilige Erwartung, dass mit 1917 sofort die sozialistische Revolution gesiegt und damit der Übergang der Menschheit zu Sozialismus und Kommunismus seinen Lauf genommen habe. Lenin selbst nahm das zwar keineswegs gleich so an, vermutlich beugte er sich aber auch dem Druck von linkskommunistischen Kräften in der Periode des Kriegskommunismus: Bis zum Herbst 1918 jedenfalls hatte er die Oktoberrevolution von 1917 noch nicht als *neue Revolution* gesehen, sondern „nur“ als *neue Etappe der Revolution*, wie es noch in den Aprilthesen hieß. Und die ganze Konzeption seit seinen jungen Jahren gründete auf der Vorstellung von der Hegemonie des Proletariats in einer bürgerlich-demokratischen Revolution, wie auch darauf, dass die bürgerliche Revolution sogar in früheren Epochen nicht ausschließlich ein Verdienst der Bourgeoisie dargestellt hatte. Nicht in dem Sinne, dass die Bourgeoisie diese Revolutionen nicht angeführt hätte, sondern dass sie unter den gegebenen historischen Bedingungen den bürgerlichen Rahmen nicht überschreiten konnte.

Insgesamt handelte es sich um eine Revolution zur Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft, in der natürlich das Proletariat die wichtigste Rolle einnahm, entsprechend dem jeweils erreichten Entwicklungsstand der Epoche. Das Proletariat spielt die entscheidende

⁵ Vgl. MEW Bd. 28, S.580

Rolle in diesen Revolutionen, aber in unterschiedlichem Maße zu unterschiedlichen Zeiten, das ist jedenfalls einer der grundlegenden Gedanken Lenins.

Deswegen ist es m.E. nicht richtig, die sozialistischen Revolutionen des 20. Jh. aus diesem Gesamtprozess der antimonopolistischen, antiimperialistischen und antikolonialen Bewegungen und Revolutionen des 19./20. Jh. herauszuheben. Sie gehören zusammen, bilden ein Ganzes.

Ohne den Beitrag des antiimperialistischen revolutionären Prozesses des 20. Jh. gäbe es die gesamte Welt von heute nicht, und selbst diejenigen nicht, die ihn heute so gerne ignorieren. Der Kapitalismus, wie er heute existiert, ist unvorstellbar ohne den Beitrag des antiimperialistischen revolutionären Prozesses, der zum Teil noch bürgerlich-demokratischen Charakter trug, zum Teil aber schon diesen Rahmen sprengte. Jedenfalls hat er die Struktur des Kapitalismus als System erneuert, in Richtung einer stärkeren sozialen Orientierung, einer Beschränkung des Diktats der Monopole; selbst in den USA hatten sich dazu erste zarte Ansätze herausgebildet. Der Zerfall des Kolonialsystems gehörte selbstverständlich dazu. Es gibt noch einen wichtigen Aspekt, warum die bürgerlich-demokratischen Revolutionen so eng mit den frühsozialistischen verflochten waren, und dessen Erkenntnis hängt wiederum mit der Konzeption der abhängigen Entwicklung zusammen:

Der Kapitalismus, der Marx zufolge schon im 16. Jh. zum bestimmenden Faktor der weltweiten Entwicklung wurde, entwickelte sich nicht überall und immer in „reiner Form“, die seinem Wesen adäquat gewesen wäre, sondern im größeren Teil der Welt eher in „verwandelten Formen“. An der Oberfläche erscheinen diese verwandelte Formen als feudale, östlich-despotische o.a. Strukturen, genau diese galten als Hauptgegner der allgemein-demokratischen und sogar bürgerlich-demokratischen Revolutionen des 20. Jh., vor allem in seiner ersten Hälfte. Da diese Formen aber nicht in vorkapitalistischen Strukturen gründeten, sondern bereits Strukturelemente einer von den kapitalistischen Metropolzentren abhängigen Entwicklung waren, konnten die Revolutionen nicht umhin, antikapitalistische, antiimperialistische Züge anzunehmen. Sie konnten zwar noch keine positive Alternative gegen den Kapitalismus mit historischer Perspektive entfalten, doch halfen sie dazu beizutragen. Keime dieser Bewegungen lassen sich schon früher, z.B. schon in der Großen Französischen Revolution ausmachen, in der Phase der Jakobiner-Diktatur.

Lassen sich heute womöglich Analogien dazu erkennen, wenn sich Widerstand gegen die neoliberale, imperialistische Globalisierung und damit gegen die umfassende Abhängigkeit von dieser in einzelnen Nationalstaaten regt, dieser Widerstand aber heute in überaus reaktionärer, nationalistischer Form daherkommt?

Das sollte allerdings differenziert betrachtet werden. Nehmen wir z.B. den Iran. Die iranische Revolution erinnert stark an frühbürgerliche Revolutionen in Europa, also an die - als Kampf zwischen Reformation und Gegenreformation religiös verhüllten - Revolutionen in den Niederlanden oder England, wo es auch jede Menge Obskurantismus im Verhältnis zur weltlichen Kultur gab, und wo es sich dennoch um eine Ausdrucksform für herangereifte Bedürfnisse handelte, Bedürfnisse nach einer umfassenderen, freieren Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft, die weniger schwer auf den Volksmassen lasten sollte.

Lenin unterschied zu Beginn des 20. Jh. nach der damaligen russischen Terminologie zwischen einem Kapitalismus der „Schwarzhundertschaften und Oktobristen“ und einem der „Volkstümler“ mit einer breiteren sozialen Basis. Der erstere hing mit dem schon im Abstieg befindlichen System des zaristischen selbstherrschaftlichen Staates zusammen, der zu einer reaktionär-archaischen Form von staatsmonopolistischem Kapitalismus verkommen war, mit

Großgrundbesitz, mit Staatsreligion, und zwar einer besonders hinterwäldlerischen Staatsreligion – das alles waren für die Volksmassen besonders schwere Lasten der kapitalistischen Entwicklung. Und selbst wenn noch kein Ausweg zu erkennen war, den kapitalistischen Rahmen überhaupt hinter sich zu lassen, dann war doch wenigstens eine andere Variante kapitalistischer Entwicklung anzustreben, die die kleinbürgerlichen Elemente von Stadt und Land besser berücksichtigen, der nationalen Bourgeoisie Chancen bieten würde – ja, das ist zwar alles höchst widersprüchlich, aber hier gibt es wirklich Parallelen. Gerade weil sie oft mit der starken Unterdrückung linker Kräfte einhergehen, lehnen wir natürlich solche Regime wie im Iran ab. Aber wir müssen verstehen lernen, warum das vor sich geht, warum das sogar die Unterstützung von Volksmassen findet – aus demselben Grunde, den früher auch bürgerliche Revolutionen ausnutzten.

Das einzige Regime, das wirklich voll und ganz als konterrevolutionär in Reinform zu bezeichnen wäre, ist in meinen Augen das der Taliban in Afghanistan – als Resultat der Unterdrückung der afghanischen Revolution im Verlaufe des Zerfalls der UdSSR. Aber selbst dort ist es *nicht nur* ein dem Volk aufgezwungene reaktionäres Regime, sondern wird von Teilen des Volkes noch mitgetragen, nach all den Schrecken des Krieges, eines dreißigjährigen Krieges, der sich bis ins 21. Jh. hinzog, nach der allgemeinen Verwüstung durch die amerikanische Intervention usw.. Ganz ähnlich womöglich, wie das Pol-Pot-Regime in Kambodscha, nur nicht in maoistischer, sondern islamistisch-fundamentalistischer Form. Wenn man ein ganzes Land buchstäblich quadratmeterweise bombardiert, wie das in Kambodscha der Fall war, kann man kaum etwas anderes erwarten. Natürlich darf man deswegen nicht aufhören, diese Regimes zu kritisieren, doch die Frage, woher das alles kommt, bleibt unverzichtbar.

G.H.: Anhand deutscher Geschichtsbücher und Lehrprogramm-Entwicklungen bzw. Diskussionen in Fachzeitschriften lässt sich beobachten, dass die Autoren bemüht sind, sich seit 20-30 Jahren verstärkt einer „Globalgeschichte“ zu stellen und wenigstens exemplarisch und gelegentlich auch außereuropäische historische Räume im Unterricht vorzustellen. Ein tieferes theoretisches Verständnis der Dialektik von Innerem und Äußerem im o.g. Sinne scheint mir allerdings nicht zugrunde zu liegen, von der Anerkennung historischer Gesetzmäßigkeiten natürlich ganz zu schweigen. In bestimmten historischen Epochen kann diese oder jene interessante wechselseitige Beeinflussung zwischen historischen Räumen festgestellt werden. Weiter geht der Blick oft nicht.

A.C.: Diese Wechselwirkungen sind aber doch irgendwann aus Gründen entstanden, sie entwickelten sich. Nicht immer schon spielten sie die entscheidende Rolle: Das ist ja gerade erst das Ergebnis des Geschichtsprozesses auf einer bestimmten Stufe.

Immer schon aber gab es starke Parallelentwicklungen in verschiedenen Regionen der Welt, und das ist besonders beeindruckend: Bei einer kaum überschaubaren Vielseitigkeit und Einzigartigkeit der kulturellen Formen und Ausprägungen gesellschaftlicher Verhältnisse in den verschiedenen Weltregionen stellen sich deren allgemeine Entwicklungsetappen als weitgehend identisch heraus:

So entstehen beispielsweise fast alle Weltreligionen (mit Ausnahme des Islam) in etwa derselben Zeitepoche. Nicht nur das Christentum, sondern auch der Buddhismus, der sich aus einer philosophischen Schule in eine Weltreligion verwandelte, sodann der aus einer ziemlich archaischen Mythologie zur Staatsreligion gereifte Zoroastrismus, auch der konfuzianisch gewendete Daoismus – all das findet annähernd parallel statt.

Vier regionale Großreiche entstehen damals de facto synchron und teilen im späten Altertum das gesamte Territorium der damaligen Klassengesellschaften vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean in ihre Besitzungen und Einflussphären auf – das Römische Reich, das chinesische Han-Reich, das Indische und das Iranische Reich. Und fast synchron erleben auch alle wieder ihren Niedergang. Fast gleichzeitig kommt es im 4./5. Jh. zum Eindringen von „Barbaren“ in all diese Reiche. Eine für diese Zeit beeindruckende objektive „Verallgemeinerung“ der gesellschaftlichen Entwicklung! Zwischen ihnen gab es noch keine intensive Wechselwirkung, aber dennoch diese auffällige Parallelität der Entwicklungsetappen – nämlich auf einem ganz analogen Entwicklungsstand der Produktivkräfte.

*G.H.: Da sind wir schon bei euren eigenen wissenschaftlichen „Entdeckungen“ in diesem Zusammenhang angekommen. Vielleicht wäre es im Folgenden noch möglich, einige begriffliche Facetten davon, einige neue Akzente in Umrissen zu skizzieren. In euren späteren Arbeiten prägt und verwendet ihr den **Begriff der „Protoklassengesellschaft“** – in eurem Geschichtsbuch spielt er aber noch keine Rolle, oder?*

A.C.: Das ist richtig, diese Konzeption haben wir erst etwas später entwickelt. Beim Lehrbuch gingen wir noch von der traditionellen Vorstellung in der sowjetischen Wissenschaft aus, der zufolge aus der Urgesellschaft direkt die erste Klassengesellschaft als frühe Sklavenhaltergesellschaft hervorgeht. Unser Begriff der Protoklassengesellschaft war zunächst eine Hypothese, insofern hätte er wohl auch in einem Lehrbuch für Fünftklässler noch nichts zu suchen gehabt, ich sehe auch heute noch keinen Weg, diese Idee darin umzusetzen.

Unsere Erkenntnis besteht darin, dass aus der urgesellschaftlichen Epoche nicht unmittelbar Strukturen von Sklavenhalter- oder Feudalgesellschaften hervorgehen konnten, sondern als Übergangsform zunächst ein hierarchisches System von Gemeinden entsteht, ursprünglich Abstammungsgemeinden, in dem es eine herrschende Gemeinde gibt und neben ihr Gemeinden, die ihr untergeordnet sind, also abhängige Gemeinden. Zwischen ihnen existiert es bereits in Ansätzen Ausbeutung, bildet sich in Ansätzen auch eine staatliche Struktur heraus, aber eben als gerade erst entstehende Ausbeutung, als gerade erst entstehender Staat. Dieser Typ Ausbeutung wird in hohem Maß zunächst noch im Interesse *aller* Gemeinden realisiert. Das lässt sich gut am Beispiel des „Staates“, besser Proto-Staates, der Inka zeigen. Zeitlich gesehen stellte er eine der letzten Gesellschaften von diesem Typ dar, die von Europäern noch im 16. Jh. zu beobachten war. Anhand archäologischer Befunde stellte sich heraus, dass nach der Eroberung dieser oder jener Gemeinden durch die Inka nicht die Folgen eintraten, die eigentlich zu erwarten gewesen wären – eine Verschärfung der Ausbeutung und Verschlechterung der Lebensbedingungen in den unterworfenen Gemeinden. Im Gegenteil, die Lage dort verbesserte sich: Es kommt zum Anwachsen der Bevölkerungszahlen, das Entwicklungsniveau steigt: Aus dem Anschluss an die Eroberer-Gemeinde zogen die unterlegenen Gemeinden eher Vorteile. Hierbei handelte es sich also um noch nicht vollständig ausgebildete Ausbeutungsverhältnisse, um einen noch nicht fertig ausgebauten Staat. Denn dieser „Staat“ fiel mit der herrschenden Gemeinde zusammen, in diesem Fall der Inka-Gemeinde. Obwohl sie schon einige Funktionen erfüllte, die einen Staat auszeichnen, so verfügte sie doch noch nicht über einen ganzen staatlichen Apparat oder gar eine entwickelte Bürokratie – diese erscheinen erst in einer ganz anderen Epoche. Es handelt sich also um eine höchst langwierige Übergangsperiode. Damit eine Sklavenhaltergesellschaft im eigentlichen Sinne entstehen konnte, musste offensichtlich noch

ein weiteres Jahrtausend vergehen. Selbst Alt-Ägypten hatte diesen Übergang an seinem Ende, zum Zeitpunkt des Verlustes seiner Unabhängigkeit, noch nicht vollständig vollzogen. Zwar bildete sich in den letzten Jahrhunderten dort im Grunde schon eine Sklavenhaltergesellschaft aus, sie baute aber noch auf so vielen Überbleibseln dieser hierarchischen Protoklassengesellschaft auf, dass dieser Übergangsprozess unvollendet blieb. Rascher verlief dieser Prozess dort, wo es bereits entwickelte Ware-Geld-Verhältnisse gab, wie in Mesopotamien, wenn wir beim Nahen Osten im Altertum bleiben. Vergleichen wir die vorkolumbianischen Zivilisationen Amerikas, so gibt es ein ähnliches Entwicklungsgefälle zwischen Mittelamerika, also Alt-Mexiko, und dem Anden-Gebiet in Südamerika. In Mittelamerika war der Tauschhandel weit fortgeschritten, es entwickelten sich Ware-Geld-Verhältnisse und es gab auch schon andere Merkmale einer Sklavenhaltergesellschaft, während in Südamerika bis zum Eindringen der Europäer im Kern noch Protoklassenverhältnisse vorherrschten.

G.H.: Unter diesen Bedingungen kam es zu einer gesellschaftlichen Teilung der Arbeit vor allem zwischen Gemeinden, noch nicht so sehr zwischen den Individuen, richtig?

A.C.: Ganz genau. Früher stellte man sich das bei uns so vor, dass einzelne Individuen begannen, sich auf Kosten aller anderen zu bereichern. Sie verwandelten sich dann am Ende in Sklavenhalter, während die anderen Sklaven wurden. Nein: Vielmehr gab es wohl zunächst Arbeitsteilung *zwischen* den Gemeinden. Noch in Rom, wo die Sklaverei am weitesten von allen fortgeschritten war, stand die *Ausbeutung von Gemeinden in den zuvor eroberten Provinzen* über der Ausbeutung von Sklaven, die aus den Gemeinden ausgeschlossen blieben, *und die erstere Ausbeutungsart war die vorherrschende*. Die eroberten Provinzen waren natürlich schon an den Sklavenhalterstaat angeschlossen, sie wurden in ihn und in die gesamte Sklavenhalterformation integriert. Doch blieb auch hier noch die „Unterdrückung einer Gemeinde durch eine andere Gemeinde“ in Kraft. Zugleich stellten die Bürger der Stadtstaaten Rom oder Athen eine klar definierte Art von Bürger-Gemeinden dar, nur aus ihnen konnten Mitglieder der herrschenden Klasse hervorgehen. Und noch bis zuletzt, selbst zu imperialer Zeit, wurden immer wieder solche neuen Bürger-Gemeinden geschaffen, ohne sie konnten antike Gesellschaften nicht existieren. Das alles lässt sich keineswegs nach dem Muster des entwickelten Kapitalismus erfassen – erst in ihm liefen die Klassenverhältnisse zu Höchstform auf.⁶

*G.H.: Könntest du in diesem Zusammenhang bitte auch euer Verständnis des **Patriarchalen Umsturzes** näher erläutern?*

A.C.: Oh ja, das war Jelenas Lieblingsthema, und sie leistete aus meiner Sicht einen bedeutenden Beitrag zu dessen Erhellung im Rahmen der marxistischen Geschichtsauffassung.

Engels lieferte natürlich den unmittelbaren Ausgangspunkt zum Verständnis des Problems in seiner Arbeit über den „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“. Doch selbst Engels konnte sich noch nicht vollständig die Dimensionen dieser Umwälzung vorstellen. Beispielsweise schrieb er, dass die Ablösung der mütterlichen durch die väterliche

⁶ Vgl. ausführlicher in A. Charlamenko, Anfangsstadien der gesellschaftlichen Produktion, Lektion 10, unter <https://charlamenko-weltgeschichte.de/wissenschaft/geschichte-als-weltgeschichte/>

Abstammungslinie vermutlich auf natürliche und beinahe unmerkliche Weise vonstatten gegangen sei – obwohl er den ganzen Prozess selbst bereits als „welthistorische Niederlage des weiblichen Geschlechts“ begreift. Es sind allerdings kaum Niederlagen oder Siege von welthistorischer Dimension bekannt, die still, friedlich oder fast unbemerkt verliefen ... also ich kenne solche jedenfalls nicht.

Unsere wichtigste Erkenntnis bestand darin, dass es hierbei nicht nur um, wie heute gerne gesagt wird, veränderte „Gender-Beziehungen“ ging. Vielmehr handelte es sich um die *Zerstörung des Prinzips der Abstammungsgemeinde selbst*, um die Zerstörung der gesamten urgemeinschaftlichen Formation oder besser Über-Formation, wenn man sie der Über-Formation aller Ausbeutergesellschaften zusammen (unterteilbar in die Formationen der Sklavenhaltergesellschaft, der feudalen bzw. kapitalistischen Gesellschaft) gegenüberstellt und den *Übergang* zwischen diesen Über-Formationen erfassen will: Die urgemeinschaftliche Formation existierte viele Jahrtausende lang. Der Prozess des Übergangs zu Ausbeuterformationen ist einer von ungleich langwierigerer und tiefer greifenden Dimension als derjenige zwischen einzelnen Ausbeuter-Formationen. Allein mit dieser Dimension des erstgenannten Übergangs aber ist auch der Übergangsprozess von den Ausbeuter-Formationen insgesamt zu einem neuen welthistorischen Typ von Gesellschaft, zur „eigentlichen Geschichte der Menschheit“ zu vergleichen: Er stellt seinerseits einen noch viel gründlicheren und komplexeren Übergang von der gesamten „Vorgeschichte der Menschheit“ dar, die Urgemeinschaft eingeschlossen. Darauf hatte auch V.A. Vazulin aufmerksam gemacht.

Damals vollzog sich jedenfalls eine besondere Art von historischer Evolution, die von einem „patriarchalen Umsturz“ begleitet war. Die mütterliche Abstammungsgemeinde bildete den Kern der urgemeinschaftlichen Stammesordnung. Im Übergangsprozess blieb sie in verschiedenen Formen immer noch bestehen, daneben entstanden schon Formen der väterlichen Abstammungslinie und in gewissem Maße verwandelte Stammesformen – das alles sind aber schon ganz andere Erscheinungen. Sie gehören bereits einer anderen Wirklichkeit an, in der sich immer mehr Familie, Privateigentum und Staat herausbildeten, und eine ganze Ausbeutergesellschaft. Genau daher aber rührte die Unerbittlichkeit und Grausamkeit dieser Umwälzung. Wir haben sie anhand viele Belege untersucht und beschrieben. Dazu gehören beispielsweise Zumutungen von Initiationsritualen, ob männlicher oder weiblicher, oder der blutige Umsturz eines Atahualpa in der Inka-Gesellschaft, oder der des Echnaton im alten Ägypten, und viele mehr. In ihnen vollzogen sich **genau durch diesen patriarchalen Umsturz die Zerstörung der ursprünglichen Gemeindestrukturen**, die Entmachtung des alten Stammesadels und damit die radikale Einschränkung der Stellung der Frauen in dieser Gesellschaft. In der Vorstellungswelt der damaligen Gesellschaften galten solche Maßnahmen zunächst der Verringerung der magischen Macht einer Frau oder eines adeligen Menschen – so manche der schrecklichen Rituale waren auf die Neutralisierung solcher magischen Kräfte gerichtet. Das alles hatte Jelena begonnen zu erforschen, leider ist auch diese Arbeit unvollendet geblieben. Ich bin dabei, wenigstens die vorhandenen Manuskripte noch zusammenzuführen und zu veröffentlichen.⁷

*G.H.: Neue Akzentsetzungen fand ich auch in euren Arbeiten zur **Genesis des Kapitalismus als welthistorischer Prozess**, ...*

⁷ Demnächst in Übersetzung abrufbar unter <https://charlamenko-weltgeschichte.de/wissenschaft/frauenfrage/>

A.C.: Der Ansatz stammt natürlich aus Marx' „Kapital“ v.a. aus dem Kapitel zur „ursprünglichen Akkumulation des Kapitals“.

*G.H.: Aber ihr untersucht in diesem Zusammenhang auch einen Prozess, der dort nicht explizit zur Sprache kommt: Den **Zusammenhang zwischen der expandierenden westeuropäischen Entwicklung mit den entstehenden Abhängigkeiten Osteuropas und Russlands davon.***

A.C.: Das stimmt. Zu diesem Umstand trug übrigens auch ein Moment bei, mit dem wir erst heute, in der Zerfallsphase, auf beinahe karikaturistische Art so richtig konfrontiert sind: Russophobie. Über viele Jahrhunderte hinweg kultivierten Europäer ihre Furcht vor diesem Koloss im Osten, der angeblich immer schon als schreckliche Bedrohung für Europa zu gelten hatte und selbiges in naher Zeit und ganz ohne Zweifel verschlucken werde.

Daher rührt auch die verbreitete Skepsis, innereuropäische Abhängigkeitsbeziehungen zu untersuchen: Wie soll denn dieser russische Koloss mit einem der Länder verglichen werden, auf das sich die koloniale Expansion der Europäer einst gerichtet hatte, mit einem beliebigen Land des Ostens, Afrikas oder des präkolumbianischen Amerikas?

Ganz im Gegenteil, so ein schreckliches Imperium stellt doch eine Bedrohung für die europäische Zivilisation dar!

Übrigens konnten sich selbst unsere Klassiker des Marxismus nicht gänzlich von dieser Vorstellung lösen. Ich befürchte, weil sie ansonsten von ihren Zeitgenossen kaum verstanden worden wären, wenn sie dieser Stimmungslage nicht einen gewissen Tribut gezollt hätten, dieser Furcht vor der russischen Selbstherrschaft, vor dem „Gendarm Europas“. Dabei stellte Russland niemals einen solchen „Gendarm Europas“ dar. Das einzige Land, in dem russische Truppen tatsächlich eine Revolution niedergeschlagen hatten (und das nicht zu Russlands Bestand gehörte), war Ungarn, 1849. Aber selbst hier bezog sich das auf die Schlussetappe der ungarischen und gesamteuropäischen Revolution, als die Möglichkeiten für revolutionäre Veränderungen längst erschöpft waren. Ob die Truppen von Nikolai I. dort eingegriffen hätten oder nicht – es hatte ohnehin keine Chancen mehr gegeben. Alle anderen revolutionären Kräfte waren bereits zerschlagen, ohne jegliches Zutun von Russland. Insbesondere die deutsche Reichsverfassungsbewegung, die kleinbürgerlichen Republikaner in Frankreich, Garibaldi in Italien – alles war schon zuvor zerschlagen worden. Ungarn im Juli - August 1849, das waren schon die letzten Seiten dieses Kapitels. Und das ist überhaupt das einzige belegbare Beispiel für Russlands angebliche „Gendarmen“-Rolle.

G.H.: Polen betraf das nicht?

A.C.: Polen war geteilt, was immer alle vergessen wollen, zwischen drei Reichen, nur ein Teil gehörte zum Russischen, die anderen zu Österreich und Preußen. Zu jener Zeit handelte es sich für Russland schon um andere Konflikte, um Elemente einer neuen revolutionären Situation, die seit den 1860er Jahren heranreifte, die nach dem polnischen Aufstand von 1830 gewissermaßen den letzten Widerhall des Dekabristen-Aufstands darstellte. Selbige hatten mit den polnischen Patrioten in Kontakt gestanden. Das war schon eine ganz andere Situation.

Dass Russland einen Export der Konterrevolution in Länder betrieben hätte, die nicht zu seinem Bestand gehört hätten, lässt sich im realen Geschichtsverlauf einfach nicht belegen. Ich komme nicht umhin, dazu eine vielleicht nicht so angenehm zu hörende Tatsache erwähnen: Systematisch und im Verlaufe von fast tausend Jahren waren es immer wieder gerade die herrschenden Klassen Deutschlands und Österreichs, die in der Rolle eines

„Gendarm Europas“ aufgetreten waren. Nicht eine einzige Revolution in Europa, von Spanien bis Ungarn oder Polen, blieb von ihrer Einmischung verschont.

G.H.: Woher stammt der Begriff der „östlichen Barriere“ im Zusammenhang mit der Entstehung des Kapitalismus als Weltsystems?

A.C.: Darüber hatte der sowjetische Historiker F. Porschnew ausführlich geforscht. Der Terminus selbst stammt noch aus der Diplomatie des 18. Jahrhunderts, nicht nur der russischen, sondern der europäischen Diplomatie. Real existierte das Phänomen schon mindestens seit dem 16. Jh..

Als „östliche Barriere“ wurden damals Länder bezeichnet, die das Russische Reich und Westeuropa voneinander trennten, also: die *Rzeczpospolita* (die nicht mit dem heutigen Polen identisch war, denn sie schloss auch Litauen, die Ukraine, Belorussland mit ein), *Schweden*, das auch einen Teil Finnlands umfasste und das *Osmanische Reich* (das auch nicht mit der Türkei des 20. Jh. identisch war). Diese „Barriere“ sicherte ein Preisgefälle zwischen Russland und Westeuropa beim Export und Import ab, das für die herrschenden Klassen Westeuropas von großem Vorteil war: Insbesondere wurden dadurch Lebensmittel billiger, weshalb es möglich wurde, die Löhne der Arbeiter zu drücken, ohne deren Existenz zu gefährden, und zugleich den eigenen Profit zu erhöhen. Das aber konsolidierte zugleich auch die Position der Grundbesitzerklasse in Ost- und Mitteleuropa. Um nämlich an so billige Lebensmittel zu gelangen, war es nötig, erstens, keine freien Wirtschaftsbeziehungen zwischen diesen Ländern zuzulassen, sondern den Handel zu monopolisieren, und zwar sowohl durch die Großgrundbesitzerklasse in Mitteleuropa und Russland, als auch durch das westliche Großkapital. Und zweitens war es nötig, dass die Bauern das Mehrprodukt ohne adäquate Entlohnung erbrachten, also am günstigsten in Leibeigenschaft – ein sehr wichtiger Mechanismus in der ursprünglichen Akkumulation des damaligen Kapitalismus.

Seinerseits führte Russland über fast drei Jahrhunderte hinweg, vom 16.-18. Jh., beinahe ununterbrochen Kriege zur Überwindung dieser „östlichen Barriere“, um einen freien Zugang zu westeuropäischen Märkten zu erlangen, ohne Vermittlung durch schwedische, polnische oder osmanische Herrscher. Dazu gehörten der Livonische Krieg, dann der Nördliche Krieg im Baltikum, Kriege um den Zugang zum Schwarzen Meer und um die Durchfahrt durch die Meerengen zum Mittelmeer, und letztlich auch die Teilung der *Rzeczpospolita*.

Erst als die Industrielle Revolution in England Fahrt aufnahm, entfiel offenbar das Bedürfnis nach diesem Mechanismus der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals der anderen, es entstand dann auch im Westen das Bedürfnis nach größerer Handelsfreiheit, in der bekannten Freihandelsepoche ...

G.H.: Verliefen diese Prozesse denn noch spontan, „naturwüchsig“, oder wurden sie bereits zielgerichtet gesteuert?

A.C.: In den Anfangsetappen spontan, in Polen schon etwa im 15. Jh. und später immer mehr bewusst. Das Problem wurde zu einem ständigen Objekt der Bemühungen der europäisch-russischen Diplomatie. Es gab im 17. und 18. Jh. einen durch und durch bewusst geführten Kampf, einerseits von Russland, um einen Ausweg für seinen Warenexport über diese Barriere hinweg zu erlangen, andererseits von der Gegenseite, um diese „östliche Barriere“ so lange wie möglich zum eigenen Vorteil aufrechtzuerhalten.

Es gibt eine Quelle, wo sich Michailowski als Anhänger der „Volkstümmer“ darüber lustig machte, dass angeblich Gedanken und Gefühle bei der Entstehung des Kapitals keine Rolle

gespielt hätten. Er schrieb, dass diese Annahme völlig verkehrt sei, denn die Leute hätten sich damals die raffiniertesten Staudämme und Schleusen ausgedacht, um die unbotmäßigen Bauern in die Fänge kapitalistischer Ausbeutung zu treiben. Hier handelte es sich wohl um etwas sehr Ähnliches.

*G.H.: Könntest du etwas ausführen zu eurem Verständnis des **Etatismus**, einem Begriff, der ebenfalls einige neue Aspekte in die systematische dialektisch-materialistische Geschichtsauffassung einbrachte?*

A.C.: „Etatismus“, abgeleitet vom französischen „Etat“, also Staat, meint eine Gesamtheit von ökonomisch-politischen Verhältnissen, in denen der Staat eine führende Rolle in einer gegebenen Gesellschaft spielt. Wir können am Beispiel vieler Länder erkennen, dass in der Periode der Herausbildung und Entwicklung des Weltkapitalismus eine Reihe von Regimen entstehen, die dadurch gekennzeichnet sind, dass dem Staat ein bedeutender Teil der Produktionsmittel gehört und dass die außenwirtschaftlichen Beziehungen staatlich streng reguliert werden. Dies war im Verlaufe einer bestimmten Zeit offenbar erforderlich, damit diese Länder eben jenen o.g. „verwandelten Formen“ des Kapitalismus (also Formen der Sklaverei, Leibeigenschaft) entkommen können, wie auch Formen der extremsten Ausplünderung durch Kolonisatoren oder Neokolonisatoren. Ein deutliches Muster dafür lieferte die Republik Paraguay im 19. Jh.. Unter Führung des Dr. Gaspara Francia und seiner Nachfolger Lopez (Vater und Sohn) kontrollierte der Staat die Schlüsselpositionen der Wirtschaft. Die Grenzen wurden für den Außenhandel zunächst faktisch geschlossen, später dann wieder allmählich staatlich kontrolliert geöffnet. Der Großgrundbesitz der Latifundistas wurde praktisch beseitigt. Es überwogen kleinere Landwirtschaftsbetriebe, deren Betreiber aber Pächter beim Staat waren. Dabei handelte es sich keineswegs um ein rückständiges, hinterwäldlerisches, despotisches Regime: Es war vielmehr das erste Land in Lateinamerika, das eine allgemeine Alphabetisierung (also wenigstens der männlichen Bevölkerung) durchgesetzt hatte und wo eine selbständige Industrialisierung in Gang gesetzt wurde: zunächst im Textilbereich, dann schon in Form einer eigenen Schwerindustrie. Es wurden metallurgische Werke errichtet, die eigene Schiffe für die Flussschifffahrt zum Meer herstellten. Als Francia starb, wurde sein Nachfolger durch eine allgemeine Wahlabstimmung bestimmt – und das acht Jahre vor 1848, als das, zum ersten Mal in Europa, in Frankreich passierte. Will man so etwas als Diktatur bezeichnen? Eine höchst merkwürdige. Erst durch die äußere Intervention zweier benachbarter „Giganten“, Brasilien und Argentinien, wurde sie zerstört. Hinter denen stand das mächtige Britische Weltreich. Nach sechsjährigem Ausrottungskrieg, der übrigens in den ersten Jahren auf dem Territorium der Aggressoren geführt wurde (Argentinien wurde dabei von der paraguayischen Armee geschlagen), konnte letztlich nur das riesige, Sklaven haltende Brasilien sein kleines Nachbarland erdrücken, und zwar buchstäblich, allein durch seine Masse. Nach verschiedenen Schätzungen wurden dabei ca. 60-68 % der Bevölkerung Paraguays ausgelöscht. Nur wenige indigene Stämme überlebten, v.a. die der Guarani, die sich kaum am Krieg beteiligt hatten. Die heutige Bevölkerung Paraguays geht hauptsächlich aus diesen Stämmen hervor; heute wird dort in zwei Sprachen gesprochen, Guarani und Spanisch. Das sind natürlich Extremfälle, es gab andere. In Bolivien wurde ein ähnliches Regime, wenngleich es nicht von so langer Dauer war, durch Umsturz beendet, nicht durch einen derart totalen Krieg.

Es gab Versuche, etwas Ähnliches in Kolumbien zu errichten, ebenso in Ländern des Nahen Ostens: Das etatistische Regime von Muhammad Ali in Ägypten umfasste die Hälfte der arabischen Welt.

Es gab einen etatistischen Versuch im Süden Indiens im 18. Jh., auch hier wurde er unterdrückt durch englische Intervention.

Wenn wir all diese Prozesse den Erfahrungen des 20. Jh. gegenüberstellen, so wird offenkundig, dass auch der **Frühsozialismus** wichtige Merkmale eines solchen **antikolonialen Etatismus** in sich barg. Der frühsozialistische Aufbruch hatte weniger die Aufgabe einer Bewegung hin zum Kommunismus zu lösen, für die es noch gar keine hinreichenden Voraussetzungen gab, als vielmehr antiimperialistische Aufgaben. Leider wurde das von den Akteuren oft nicht deutlich genug erkannt. Es ging zunächst um die Schaffung von Bedingungen für eine relativ selbständige und fortschrittliche Entwicklung der Produktivkräfte, der Kultur, der internationalen Sicherheit dieser Gesellschaften.

Schauen wir aus dieser Perspektive auf jene Stalin-Zeit, oder auf den chinesischen Entwicklungsweg, oder auf Nordkorea, so wird uns vielleicht manches verständlicher.

Wir sollten also besser keine idealisierten Vorstellungen vom Übergang zum Kommunismus zugrunde legen. Die Überlegungen der Klassiker des Marxismus hatten zuvor noch auf den Sieg der Revolution in den fortgeschrittenen westeuropäischen Ländern orientiert, die damals zum Zentrum eines kapitalistischen Weltsystems geworden waren.

Schaut man sich an, wie sich eine Reihe von asiatischen Ländern in der vorangegangenen Epoche gegen die Westeuropäer abzuschotten begannen, Japan z.B. (womit es Möglichkeiten schuf, später zum einzigen Land zu werden, das noch in die Reihen der imperialistischen Großmächte aufschloss), oder Korea und am Ende auch China (1857 als Antwort auf die englische Eroberung Bengalens und die dort aufgenommene Opium-Produktion für den Export nach China), so sind dort überall gewisse Keime für eine solche Art antikolonialen Etatismus zu erkennen, selbst wo er noch halbfeudale Züge trug.⁸

G.H.: Ihr sprach schon von „Frühsozialismus“, als andere seinerzeit in osteuropäischen Parteidokumenten die „erste Phase des Kommunismus“ oder die „entwickelte sozialistische Gesellschaft“ beschworen. Auch dieser Begriff wurde von euch geschärft.

A.C.: Damals gingen wir davon aus, dass es sich um einen letztlich nicht erfolgreichen Versuch handelte, unmittelbar in die erste Phase des Kommunismus einzutreten. Inzwischen scheint mir das weit widersprüchlicher zu sein. Diese Phase schloss die starke Komponente eines antiimperialistischen Sozial-Etatismus ein, außerdem Komponenten, die die Lösung von Aufgaben erzwang, die früher bürgerlich-demokratische Revolutionen zu lösen hatten. Natürlich überschritt dieser Versuch den Rahmen des Kapitalismus und der bürgerlichen Staatlichkeit, er war ein äußerst komplexer, widersprüchlicher Prozess. Er wurde noch reflektiert aus der Position des Marxismus des 19. bzw. beginnenden 20. Jahrhunderts – für künftige Historiker bleibt hier noch eine riesige Arbeit zu leisten übrig.

Wir kommen nicht weiter, wenn wir die bisherige Sozialismus-Erfahrung nicht auszuwerten imstande sind, sondern uns an irgendwelchen Idealen orientieren, ob nun bürgerlich-

⁸ Ausführlicher erforschte A. Charlamenko diese historischen Prozesse im Rahmen eines ganzen Zyklus von Arbeiten zur Geschichte Lateinamerikas. Zur Interpretation der Rolle Russlands und der Sowjetunion im weltgeschichtlichen Kontext vgl. ihr Buch J./A.Charlamenko, Revolution und Konterrevolution in Russland, Essen 2000, sowie den Artikel-Zyklus zu Imperialismus und Weltkrieg unter <https://charlamenko-weltgeschichte.de/wissenschaft/revolution-und-konterrevolution/>

demokratischen oder naiv-sozialistischen, und wenn wir nicht die objektiven Bedingungen zu analysieren lernen, die diese grandiose historische Realität hervorbrachten und deren Widersprüche, die nach konkreter Lösung drängten.

*G.H.: In mehreren wissenschaftlichen Artikeln unternimmt ihr etwas, was unter Historikern höchst umstritten ist, nämlich die Frage nach dem „Was wäre, wenn“ zu stellen, **historische Möglichkeitsverläufe** durchzuspielen, immer auf der sehr präzisen Analyse einer komplexen historischen Situation, auf ihrer realen Vor- und Nachgeschichte beruhend ...⁹*

A.C.: Ja, Jelena wollte sogar eine Habilitationsschrift verfassen zum Thema der Dialektik von Notwendigkeit und Zufall in der Geschichte. In philosophischer Hinsicht gibt es hier höchst interessante Momente zu entdecken. Heute beherrscht im Kern doch oft noch der Determinismus eines Laplace die Vorstellung, dem zufolge ein vergangener Zustand der Natur oder Gesellschaft vollständig die Zukunft determiniert. Und wenn wir ihn nicht vollständig vorhersehen können, dann sei das lediglich unserem Wissens- oder Informationsmangel geschuldet. Laplace schrieb noch am Ende des 18. Jh., dass wir, wenn wir die Lage eines jeden Moleküls kennen würden, die gesamte Entwicklung des Weltalles genau vorhersagen könnten. Engels antwortete darauf an irgendeiner Stelle in seiner „Dialektik der Natur“, dass wir mit einer solchen Vorstellung nicht den Rahmen des theologischen Verhältnisses zur Natur überschreiten. Denn nur ein „Allmächtiger“ könne über ein solches Wissen verfügen und damit hundertprozentig die Entwicklung der ganzen Welt determinieren. Es handele sich beim Determinismus demzufolge um eine säkulare Variante der Vorstellung von der göttlichen Vorsehung. Bezogen auf die Natur, umso mehr aber auf die Geschichte.

G.H.: Herrscht heute nicht eher die konträre Vorstellung vor – Geschichte als Sammelsurium von Einzelereignissen oder überhaupt nur „Narrativen“ von Individuen?

A.C.: Ja, darin zeigt sich die Leugnung jeglicher objektiven Grundlagen für geschichtliche Prozesse, oder zumindest deren Unerkennbarkeit, wie bei Kants „Ding an sich“. Also im Wesentlichen auch wieder Vorstellungen vom Ende des 18. Jh., entweder in der Version von Hume oder von Kant, noch dazu - der schwächeren Seiten von Kants Philosophie. Auf jeden Fall lässt sich die Vorstellung von einer vollständigen Determiniertheit auch unter Sozialisten keineswegs halten. Menschen, die davon befallen waren, glaubten z.B., dass der Übergang zum Sozialismus absolut unvermeidlich sei. Da dieser nun aber nicht in der entsprechend erwarteten Zeitspanne von Erfolg gekrönt oder nicht in den erwarteten Ländern erfolgt war, wurde daraus gefolgert, dass entweder alles falsch war oder dass es prinzipiell keine objektive Wahrheit gibt, was eine durchaus logische Schlussfolgerung dieses, mit Verlaub gesagt, Gedankens darstellt, von der oben erwähnten Position her.

⁹ Vgl. Beispiele für eine historisch fundierte Analyse von Möglichkeitsverläufen: J. Charlamenko, Friedrich Engels - eine Verkörperung nicht realisierter historischer Möglichkeiten unter <https://charlamenko-weltgeschichte.de/wissenschaft/geschichte-als-weltgeschichte/> und A. Charlamenko, Und wenn es keinen Oktober gegeben hätte? unter <https://charlamenko-weltgeschichte.de/wissenschaft/jahrtausendschwelle/>

Aus diesem Dilemma gibt es nur einen Ausweg – nämlich die von Marx und Engels erarbeitete Methode der Dialektik von Notwendigkeit und Zufall weiter zu entwickeln. Ganz offensichtlich entstehen im Rahmen und auf der Grundlage einer schon objektiv herangereiften Gesetzmäßigkeit eines vergangenen Zustandes von Natur und Gesellschaft stets gewisse Vorformen, mögliche Ausgänge aus diesem Rahmen, die zunächst zufälligen Charakter tragen. Denn die neuen Gesetzmäßigkeiten haben sich noch nicht herausgebildet, da es noch keine Wirklichkeit gibt, deren Gesetzmäßigkeiten sie sein werden. Aus den alten Gesetzmäßigkeiten können sie jedenfalls nicht abgeleitet werden. Denn in jeder Entwicklung kommt es zum Umschlag von quantitativen Veränderungen in eine neue Qualität, zu Sprüngen, zum Abbruch von Kontinuität. Folglich muss erst eine neue Wirklichkeit entstehen, damit neue Gesetzmäßigkeiten dieser Wirklichkeit sich herausbilden und dominieren können. Andernfalls würden wir uns Platons Vorstellungen beugen, denen zufolge Gesetzmäßigkeiten außerhalb und vor der wirklichen Welt existierten. Neue Notwendigkeiten können sich aber nur herausbilden aus ursprünglichen Zufälligkeiten des vorangegangenen Zustandes, in Wechselwirkung mit den bisher herrschenden Notwendigkeiten. Das war unsere mit Jelena gemeinsam entwickelte Sicht auf diese Fragen. In der Geschichte lässt sich gut verfolgen, wie aus solchen ursprünglichen Zufälligkeiten eine neue Notwendigkeit hervorwächst. Ab einem bestimmten Moment wird sie dann selbst zur Gesetzmäßigkeit. Doch lässt sich das nie auf die gesamte vorangegangene Entwicklung übertragen: Man muss präzise fixieren, wann genau solche Zufälligkeiten auftauchen, aus denen eine neue Gesetzmäßigkeit hervorgeht bzw. bis wann diese Zufälligkeiten noch gar nicht existieren – von der Vorprägung durch einen „Weltgeist“ vor Beginn aller Zeiten jedenfalls sind sie kaum zu erwarten.

G.H.: Könnte es eigentlich zu einem Zustand kommen, wo die alten Gesetzmäßigkeiten keinerlei neue Zufälligkeiten mehr für die Entwicklung von etwas Neuem entstehen lassen?

A.C.: Nein, ich denke, so etwas kann es nicht geben. Was allerdings eintreten könnte – dass neue Zufälligkeiten nicht mehr neue Gesetzmäßigkeiten für eine progressive Entwicklung eröffnen. Zufälligkeiten werden immer wieder entstehen, ausgeschlossen sind sie nur bei Annahme einer totalen Determination, also von einer theologischen Position her, z.B. ausgehend von einem extremen Islamismus oder einem extremen Calvinismus, vom Dogma der Prädestination.

Solange Zufälligkeiten entstehen, können sie auch zu Ausgangspunkten für die Entstehung von Neuem werden. Genauso gut können sie aber auch zu Ausgangspunkten für Zerstörung werden, für Niedergang und Verfall.

Übrigens betonte bereits Engels die Idee, dass die Geschichte der Menschheit nicht nur einen aufsteigenden, sondern auch einen absteigenden Ast habe. Das findet sich im „Anti-Dühring“, im Zusammenhang mit dem utopischen Sozialismus. Für genau diese Idee schätzte er Fourier besonders hoch. Was aber verleitete Engels dazu, dessen provokante Gedanken wieder aufzugreifen? Waren es nicht vielleicht gewisse Momente des Zustandes der ihm zeitgenössischen Gesellschaft, insbesondere der Arbeiterbewegung, die ihn schon damals, gelinde gesagt, vor zu viel Optimismus bewahrten? So eine Vermutung kam mir neulich.

G.H.: Also nicht im Zusammenhang mit den dort angestellten astronomischen Erwägungen, sondern ...

A.C.: Astronomische Erwägungen spielen eher für die „Dialektik der Natur“ eine Rolle. Es ist höchst interessant, dass sich in der sehr populär gewordenen veröffentlichten Ausgabe des „Anti-Dühring“ diese auf Astronomie bezogenen Sätze nicht finden, von einem Erlöschen der Sonne ist dort nicht die Rede, dort wird das Ganze nur in ganz allgemeiner Form erwähnt.

Warum? Das lässt sich nur erraten ...

Im Entwurfstext der „Dialektik der Natur“ dagegen schreibt Engels sehr genau davon, vom künftigen Erkalten der Sonne etc.. Man könnte annehmen, dass es genau umgekehrt gewesen sein müsste.

Daher vermute ich ja eben, dass es ihm weniger um die astronomischen Perspektiven ging. Vielleicht suchte er später nur einen Weg, wie er die Gedanken der Leser und Schüler vor folgenscherem Pessimismus bewahren konnte. Dafür erfand er dann vielleicht das künftige „Erlöschen der Sonne“.

In der Einführung zu den „Klassenkämpfen in Frankreich“ schrieb Engels in den 1890er Jahren über den gemeinsamen *Irrtum*, dass Marx und er in der Revolution von 1848 noch weitreichende Perspektiven ihrer Fortführung und Vertiefung gesehen hatten.

Nun wäre es natürlich ein Schritt zurück zum Determinismus eines Laplace gewesen, wenn daraus geschlossen werden würde: Weil sich diese Perspektiven letztlich nicht durchsetzen konnten, hatte es erst gar keine gegeben ...

Warum tut Engels das? Vielleicht hätte er sonst seine Leser von damals gar nicht erreicht.

Vielleicht wollte er vermeiden, Pessimismus oder noch stärkeren Opportunismus zu provozieren. Das alles sind natürlich nur Vermutungen von mir.

Übrigens: Weder Marx, noch Engels oder Lenin haben sich je durch ungetrübten Optimismus ausgezeichnet, erst recht nicht gegen Ende ihres Lebens ...